

Antoinette Brem / Bernd Lenfers Grünenfelder

»Und was ich träume, blüht mir aus der Haut«

Dialog zwischen Frau und Mann

Eine Frau und ein Mann, die in der Erwachsenenbildung zusammenarbeiten, haben sich in Dialog begeben. Leserinnen und Leser dürfen teilhaben an einem berührenden Gespräch über Leben, Suchen, Mannsein und Frausein.

9. Juni 1999

Hallo Bernd, nun, ich eröffne, wenn auch mit einem ersten kurzen Brief, unseren Dialog. (Bin nämlich schon wieder in Eile...) Es war gestern ganz wunderbar: mit so viel innerer Beschwingtheit bin ich schon lange nicht mehr im Büro gesessen, es tanzte noch in mir und viele Gesichter, Gedanken, Gespräche der vergangenen Tage gingen mir durch den Kopf und das Herz. Gestern Abend kam ich spät nach Hause, Barbara hatte eine Kassette mit Tanz-Musik aufgelegt, wir tanzten, ich dann noch ganz alleine den Pachelbel. Dein Traum fiel mir ein, C. in ihrer verworrenen, schuldverstrickten Situation, und plötzlich liefen mir die Tränen übers Gesicht. Befreiend, erschütternd, erstaunlich.

Wo hast Du gelernt, Geschichten zu erzählen, in Bildern zu sprechen?

Liebe Grüße Antoinette

11. Juli 1999

Liebe Antoinette, endlich finde ich Zeit, Deinen Brief zu beantworten. Inzwischen bist Du

Wir wurden von der Redaktion eingeladen, unsere Erfahrungen als Frau und Mann, Freund und Freundin, ins Wort zu bringen. Wir sind uns als Übende begegnet (Zen-Meditation, Sakraler Tanz, Shibashi, Leibarbeit, ignatianische Spiritualität) und begleiten Menschen auf ihrem Lebensweg in gemeinsamen Kursen. Entstanden ist ein Briefwechsel, fragmentarisch, tastend, kreisend, ein Experiment, das noch lange nicht abgeschlossen ist.

wohl schon von den Philippinen zurück, mit vielen Eindrücken und neuen Erfahrungen. Ich wünsche Dir noch ein gutes Ankommen hier in der sommerlich-kühlen Schweiz.

Deine Frage ist mir lange nachgegangen. – Seit meiner frühesten Kindheit lebe ich mit Geschichten von meinen Eltern und Großeltern. Es sind vor allem Geschichten aus ihrer Kindheit und Jugend. Diese Erzählungen haben sich verbunden mit meinen eigenen Bildern: Meine Großmutter, die den Kaiser gesehen hat und im Erzählen etwas von der Qualität des Tremendum und Faszinosum ausstrahlt. Dieselbe Großmutter, die von den Kämpfen zwischen Roten und Braunen im Ruhrgebiet der zwanziger Jahre erzählt. Die Scham meines Großvaters, der sich für

eine Bewerbung von einem Freund des NSDAP-Parteizeichens ausleiht. Mein Vater, der als 6-jähriger Bub seinen 45-jährigen Vater zum Bahnhof begleitet und spürt, dass hier vielleicht ein Ab-

»Wo hast Du gelernt,
Geschichten zu erzählen?«

schied für immer stattfindet – ohne zu wissen, was das ist: Krieg. Mein Vater wenig älter, der Brandbomben aus dem Schulhaus wirft. Meine Mutter, der die ersten amerikanischen GIs wie Engel vorkommen – Kaugummi kauende Engel. Mein Vater, der nachts mit Sack und Messer Ähren stiehlt. Meine Mutter, die Anfang der fünfziger Jahre eine Jugendreise nach Skandinavien macht und dort einer ganz anderen, freieren und selbstbewussteren Jugend begegnet.

Diese Geschichten gehören zu meinem Erinnerungsschatz. Sie sind immer wieder erzählt worden. Sie lebten auf den Gesichtern der ErzählerInnen. Und ich als Kind staunte und spürte, dass in ihnen Wahrheit offenbar wurde. Verdichtete Lebenserfahrungen. Verborgene Schätze und tiefe Dunkelheiten.

Mit den Geschichten, die meine Seele mir mitteilt in Tag- und Nachtträumen, verhält es sich ähnlich. Sie sind mir zu einer Art Wahrheit geworden, meiner individuellen Wahrheit. Ich weiß wirklich nicht, warum sie immer wieder aus den Tiefen meiner Seele auftauchen und dann wieder verschwinden. Ich weiß nur, dass sie nicht mein alleiniger Besitz sind. Im »Il Postino«, diesem wunderbaren italienischen Film, stiehlt der Postbote dem großen Dichter Pablo Neruda seine Gedichte. Mit Versen daraus verzaubert er seine große Liebe Beata Russo. Neruda stellt ihn zur Rede und fordert die Offenlegung ihrer Urhebererschaft. Darauf antwortet der Postbote sinngemäß: Gedichte gehören dem, der sie braucht.

Erzählen ist mir nicht einfach zugefallen. Ich musste lernen, mich selber ernst zu nehmen und meiner Betroffenheit zu trauen: Ich habe etwas zu sagen.

Die Geschichten und Träume sind ja nicht einfach vorbei oder einmal geschehen oder unreal. Im Erzählen werden sie vielmehr je und je neu inkarniert. Der Raum verändert sich, wenn ich von ihnen spreche oder predige. Manchmal packen sie die ZuhörerInnen mit »Haut und Haar«. Sie erreichen sie leiblich als Schwingung und rasonieren in ihren Seelen. Und oft, vor allem wenn ich vor vielen Leuten spreche, gebe ich mir die Erlaubnis, in diese Verkörperung einzuwilligen. So entsteht ein gemeinsamer Raum, der ZuhörerInnen und mich verbindet. Silja Walter, die große Schweizer Dichterin und Ordensfrau, hat in einem Gedicht aus ihrer Zeit vor dem Eintritt ins Benediktinerinnenkloster in Fahr die folgende Zeile geschrieben: »Und was ich träume, blüht mir aus der Haut«.

Um diese Einstellung geht es, wenn ich in einen gemeinsamen Raum hineinspreche. Dabei gilt: Das Gesprochene wird in Freiheit gelassen. Ich weiß nicht, was es bei den anderen bewirken wird. Und das ist auch gut so. Letztlich bleibt alles Geheimnis und ich weiß selber nicht, warum diese Geschichte oder jener Traum gerade von mir erzählt wird. Das Einzige, was ich weiß, ist: ES ist jetzt da und verlangt Aufmerksamkeit, und was ich träume, blüht mir aus der Haut.

So Antoinette, der lange Versuch einer Antwort. Er zielt ja mitten hinein ins Thema: Dialog, was ist das eigentlich.

Meine Frage: Du bist eine engagierte Frau, Theologin, angestellt bei einem kirchlichen Hilfswerk, Du bist in der Frauenkirche aktiv, Du bist unterwegs in der Welt und betreust Projekte auf den Philippinen, Du bist lange den Weg der ignatianischen Kontemplation gegangen, Deine spirituelle Übung jetzt ist Shibashi und sakraler

Tanz, Du bist politisch aktiv, ja und jetzt kommst Du gerade von zwei Wochen auf den Philippinen zurück. Wie erlebst Du diese Verschiedenheiten, wie verbindest Du diese Welten miteinander? Profitieren sie voneinander?

Herzlich Dein Bernd

19. August 1999

Lieber Bernd, als Du, kurz nach meiner Rückkehr aus den Philippinen und kurz vor meiner Abreise nach Kanada, mir Deine Antwort geschrieben hattest, hätte ich nicht gedacht, dass Du auf meinen Brief wirst bis Mitte August warten müssen. Wie entsteht ein Dialog? Unser Dialog jedenfalls gestaltet sich eingebettet in die konkreten Lebensumstände im Alltag – und die haben sich mir in den Ferien und den Tagen seit unserer Rückkehr von einer ganz schön herausfordernden Seite gezeigt. Ich bin mit verschlossenen Ohren aus Kanada zurückgekehrt und seither mit einer Mittelohrentzündung konfrontiert, die mich zum ersten Mal in meinem Leben veranlasst, Antibiotika zu schlucken – und mich mit den Folgen davon herumzuschlagen: große Müdigkeit (ich schlafe jede Nacht 12 bis 14 Stunden), Juckreiz und große Lust auf Schokolade....! In den letzten Tagen bin ich daheim geblieben. Meinem äußeren Abgeschlossenheit entspricht

»Wie verbindest Du Deine verschiedenen Welten miteinander?«

das große Bedürfnis nach Rückzug, alleine sein zu wollen, mich in mich selber zurückzuziehen, in mich hineinzuhorchen, die inneren Ohren »auszufahren«. Eine wunderbare Voraussetzung, um auf Deine Fragen im letzten Brief antworten zu können – so meinte ich jedenfalls und hatte wiederum eine eigentlich längst bekannte Lektion zu lernen: mein Körper verlangt jetzt nach ungeteilter Aufmerksamkeit, und die meinte:

»Zuerst ich. Briefe schreiben kannst du später!« Das Später ist heute, wo meine Gänge in die Küche zum Inhalieren weniger geworden, meine Ohren wieder offen sind, Müdigkeit und Erkältung spürbar abgenommen haben.

Ungeteilte Aufmerksamkeit – ein wichtiges Stichwort, um auf Deine Fragen einzugehen. Es heißt, dem Hier und Jetzt, dem ganz Konkreten, das mir in meinem alltäglichen Leben widerfährt, den Wert eines Schatzes im Acker zu verleihen, für den ich alles andere liegen lasse. Ob ich dabei für den Verein Frauen und Kirche eine Stellungnahme zu einem politischen Thema erarbeite, vor Ladenschluss noch schnell einkaufen gehe, meiner Liebsten eine Rose ins Zimmer stelle, den Achtstern tanze, Rat suchenden Frauen am Lilaphon zuhöre oder mit einer Gruppe von Fabrikarbeiterinnen in den Vorstädten Manilas über Gewerkschaftsarbeit diskutiere – immer geht es darum, dies in voller Aufmerksamkeit zu tun, ganz in der Gegenwart des konkreten Augenblicks zu weilen. Dabei ist es nicht wichtig, ob mir dies so immer gelingt (tut es nämlich nicht, aber das muss ich Dir wohl kaum sagen...). Wichtig ist, dass ich in all meinem Tun weiß, wo der Ort ist, an welchem ich »daheim« bin, zur Ruhe komme, Frieden finde, dass ich mit diesem sich ständig Verändernden und doch stets gleich Bleibenden, was mir in mir und in der Begegnung mit den Menschen entgegenwartet, im Kontakt bleibe. Und so kann mir alles, wo ich so dran bin, zur Übung dessen werden, was ich jahrelang auf dem Weg der ignatianischen Kontemplation und der Zen-Meditation als so kostbar erfahren habe: ganz in der Gegenwart zu sein, von dort her, wo mir so viel heilsames entgegenkommt. Das, was ich gerade tue, ganz tun. Und dann kann ich tatsächlich eine Brücke schlagen zu »meinen« verschiedenen Welten. Oder vielleicht muss ich eher sagen: »Es« schlägt in mir diese Brücke. Denn häufig erfahre ich, dass ich

in solchen Momenten wie in meine Mitte gesammelt werde und von dort aus dann wie von selbst z.B. in Gesprächen Fragen kommen, die weiterführen.

Als ich vor drei Jahren anfangs Januar wieder für einen Monat auf die Philippinen reiste, hatte ich so etwas wie eine spirituelle Durchbruchserfahrung: Ich hatte diese Reise sehr müde und ausgelaugt angetreten und wusste nicht recht, wie ich es schaffen werde, neben den körperlichen Strapazen des ständigen Herumreisens den vorgesehenen wichtigen Gesprächen mit unseren PartnerInnen folgen zu können. Wie üblich wartete auf mich ein dicht befrachtetes Besuchsprogramm. Es ging gar nicht anders, als dass ich jeden Tag einfach so nahm, wie er kam. Der morgige kann warten, nur das Heute ist real. Zu meinem Erstaunen wurde ich von Tag zu Tag erfrischter, Müdigkeit und Erschöpfung ließen

*»Es ist ganz einfach,
aber nicht immer leicht.«*

allmählich von mir ab, und immer besser gelang es mir, auch in den Gesprächen mit unseren PartnerInnen so da zu sein, dass bisher Ungesagtes in Worte und Gesten gefasst werden konnte. »Es ist ganz einfach, aber nicht immer leicht«, pflegte Franz Jalics, einer meiner Lehrer in ignatianischer Kontemplation zu sagen ...

Und nun zu Deiner letzten Frage, jener nach der Verbindung »meiner« verschiedenen Welten und wie sie voneinander profitieren? Abgesehen davon, dass ich mich, mein Leben und was ich tue, nicht anders denn als ein Ganzes sehe und erfahre, kann ich darauf doch einen zusätzlichen kurzen Antwortversuch geben. Meine Philippinen-Arbeit, das Konfrontiertsein mit struktureller Ungerechtigkeit und massiver Armut, aber auch mit der schöpferischen Kraft von Menschen, die für sich und ihre Mitmenschen

mehr Leben zur Genüge ersehnen und erkämpfen – diese Arbeit u.a. hat meine Spiritualität geerdet, in konkretem Tun verwurzelt. Umgekehrt befruchtet mein jahrelanger innerer Übungsweg in kontemplativem Schweigen und Gebet meine Weltwahrnehmung – es muss doch noch mehr als alles geben – und meine Art des Präsentseins in den Projektbesuchen, in den Gesprächen mit den Menschen. Mystik und Politik sind zwei Seiten einer Realität geworden.

Dein Alltag, Bernd, ist neben Deiner Arbeit in der Pfarrei, Deinem Lehrauftrag und Deinen Kursen seit einem Jahr auch ganz stark geprägt von der Geburt eures Sohnes Till im letzten April. Beim Lesen Deiner Schlusszeilen zu den Träumen habe ich spontan an Till denken müssen. Du schreibst: »ES ist jetzt da und verlangt Aufmerksamkeit, was ich träume, blüht mir aus der Haut.« Auch er, Till, ist jetzt da und verlangt Aufmerksamkeit, ist Dir und Regula sozusagen aus der Haut geblüht. Was bedeutet es Dir, nun Vater zu sein (bzw. zu werden)? Verändert es Dein Selbstverständnis als Mann? Wenn Du drei Wünsche offen hättest, was würdest Du eurem Sohn mit ins Leben wünschen? So. Und damit bleibt mir, Dir und Deinen Lieben wunderschöne, erholsame Ferien zu wünschen.

Antoinette

Im September 1999

Liebe Antoinette, auch mir ist es ähnlich ergangen: Dein letzter Brief liegt nun schon mehr als einen Monat zurück. In meinen Ferien habe ich ihn öfter gelesen. Fest hatte ich mir vorgenommen, Dir zu antworten, handschriftlich. Dass es nicht dazu gekommen ist, das liegt u.a. auch an dem neuen Lebewesen, das da unsere Zweisamkeit aufgesprengt hat, nun einfach da ist und unsere ganze Kraft braucht. Was es bedeutet, Vater zu sein (bzw. zu werden), fragst Du. – Mit der Geburt von Till kam etwas unwi-

derrufflich Neues zu uns. Von einer Stunde auf die andere war ich Vater, hatte einen Sohn. Und schon nach einem Tag hat Till einfach dazu gehört.

Bereichernd und herausfordernd ist die Hausgeburt gewesen. Als Paar hatten wir uns intensiv darauf vorbereitet. Im Vorfeld haben wir

»Was bedeutet es Dir,
Vater zu sein?«

uns viel Wissen, Sicherheit und Vertrauen erarbeiten müssen. Mit der Entscheidung, den Pfad der klassischen Medizin zu verlassen, waren wir in eine Verantwortung genommen, die von uns viel Kontakt mit uns selber, unseren Bedürfnissen, Sorgen und Bedenken erforderte.

Ein Beispiel: Es war eine Offenbarung, dass unsere Hebamme uns immer wieder erinnerte: Jede Frau kann gebären. Geburt ist keine Krankheit. Jede Geburt und Schwangerschaft braucht ihre eigene Zeit, hat ihre eigenen Rhythmen und Gesetze. Jede Geburt ist einzigartig. Die Kontakte mit der klassischen Medizin, eingebunden in ein patriarchal-technologisch organisiertes Krankenhaus mit seinen Forderungen nach unzähligen Untersuchungen, hatten uns genau das Gegenteil suggeriert.

Wir haben mühsam und manchmal mit einem lachenden und einem weinenden Auge gelernt, uns mit unseren Bedürfnissen, Ängsten und Wünschen bezüglich der Geburt auseinanderzusetzen. Bilder in unserem Kopf bezüglich der klassischen Medizin wurden entmythologisiert. Je länger wir auf diesem Weg waren, desto deutlicher wurde uns, wie viel leichter es ist, die Verantwortung für die Geburt an die Institution Krankenhaus zu delegieren. Manchmal gab es diese Sehnsucht im Mainstream mitzuschwimmen, alle schulmedizinischen Untersuchungen einfach mitzumachen...

Im Nachhinein sind wir froh um die Auseinandersetzungen. Till ist dann wirklich bei uns gelandet, kurz vor Mitternacht, in seinem Kinderzimmer, Hebamme und eine gute Freundin waren dabei.

Schon wenige Minuten nach der Geburt habe ich realisiert, wie verschieden meine Partnerin als Mutter und ich als Vater von ihm »angesprochen werden«. Till suchte die Brust der Mutter. Seine Mutter suchte ihn. Die zwei waren sich ganz nah. Ich stand außen davor.

Die Renaissance-Malerei kennt einen klassischen Topos, der mir Trost und Erklärung bietet. In der Darstellung der heiligen Familie ist Maria mit dem Kind im Vordergrund erhellt. Josef bleibt im Hintergrund und kocht in einem Topf Brei. Ein Schlüssel für meine Vater-Aufgabe während der Schwangerschaft und den ersten Lebensmonaten. Ich bin da. Ich bin auch nah an Mutter und Kind. Aber es gibt eine Innigkeit zwischen Mutter und Kind, die ich als Mann nicht erlebe. Meine Aufgabe besteht darin, Nahrung (ganz konkret, aber auch räumlich, seelisch, sozial) bereit zu stellen. Ich tue das gern.

Ich beneide Regula, meine Partnerin, vor allem um die »Still-Zeit«, diese intime Zwiesprache beim Stillen. Gleichzeitig bin ich dabei, Vater zu werden. Was mein Sohn von mir braucht, bleibt sich nicht gleich. Was ich meinem Kind geben kann, verändert sich. Und nach beinahe

»Zwei Persönlichkeiten begegnen
sich und schaffen einen ganz
einzigartigen Raum.«

sechs Monaten ist auch ein ganz eigenes Verhältnis zwischen uns entstanden. Zwei Persönlichkeiten begegnen sich und schaffen einen ganz einzigartigen Raum.

In meiner Männergruppe sprechen wir viel über das Vater-Sein. Mir fällt auf, wie Vater-Sein

mit der beruflichen Situation der Eltern zusammenhängt. Ich vermisse Männer und deren Erfahrungen, die Erwerbs- und Familienarbeit mit ihren Partnerinnen gleichberechtigt teilen. Auch hier mache ich die Erfahrung: Es braucht viel Dialog zwischen uns Eltern, Ringen und Suchen, aber auch »Familien-Management«, um eine ganz neue Rolle zu finden und zu füllen.

Besonders seit der Geburt von Till erlebe ich die Welt zerbrechlicher, bedrohter, aber auch unverbrauchter. Ich gehe viel sorgsamer mit mir selber um, mit dem berühmten Brecht-Gedicht gesprochen »fürchte ich jeden Regentropfen, der mich zerschlagen könnte«. Mein Selbstverständnis als Mann hat sich verändert. Das fängt bei meiner Gesundheit an. Nach der Geburt von Till habe ich endlich begonnen, meine Zähne zu sanieren und bin in Behandlung wegen meiner Allergien. Das alles, weil ich eine Aufgabe habe, die mich täglich neu herausfordert. Ich kann und will mich nicht aus der Verantwortung stehlen. Wanderungen mit dem schreienden Till im Arm,

**» dass er zur Befreiung
aller Wesen beitragen kann «**

gemeinsam staunen und lachen lernen und feuchte Windeln waschen, sind existentielle Heraus- und Hineinforderungen. Ich möchte da »meinen Mann stehen« und brauche dazu Kraft. Drei Wünsche, die ich unserem Sohn mit ins Leben geben möchte?

Dass er ein liebesfähiger Mensch wird.

Dass er seinen eigenen Weg gehen lernt.

Vor Jahren habe ich an einem buddhistischen Metta-Retreat teilgenommen. Von morgens bis abends die Konzentration auf die Sätze:

»May you be free from danger.«

»May you have mental happiness.«

»May you have physical happiness.«

»May you have ease of well-being.«

»May you love yourself completely, just as you are.« (Vgl. Sharon Salzberg, Loving-Kindness. The revolutionary art of happiness, Boston-London 1997.) Innerlich gesprochen für sich selbst, die FreundInnen, WohltäterInnen, neutrale Personen, Feinde und schließlich der ganzen Schöpfung: Mein dritter Wunsch für Till ist, dass er zur Befreiung aller Wesen beitragen kann.

Nun, das war jetzt mein Antwortversuch. Bruchstückhaft. Viel könnte ich noch ergänzen, z.B. »Sexualität, Familie und Mann-Sein«. Vielleicht später und in einem anderen Brief.

Doch jetzt meine Frage an Dich. Vielleicht ist es eher eine Bitte: Mich an (D)einer Erfahrung teilnehmen zu lassen, die ich als Mann nicht teilen kann. Du engagierst Dich als Frau in dieser Kirche und Gesellschaft. Beide sind »patriarchal« geprägt. Du lebst eine Partnerschaft, die nicht besonders hohes gesellschaftliches Ansehen hat und von der Amtskirche geächtet wird. Du erfährst viel Solidarität, Kraft von Frauen und mit Frauen – auch in kirchlichen Kreisen.

Was tragt Dich, was verletzt Dich? Und eine Zusatzfrage, die mich auch von unseren gemeinsamen Kursen her interessiert: Gibt es eine besondere weibliche Spiritualität?

Jetzt freue ich mich auf Deine Antwort! Und grüße Dich und Deine Liebste von Herzen.

Bernd

20. Oktober 1999

Lieber Bernd, seit Deinem Brief bin ich schwanger gegangen mit den Fragen, die Du mir gestellt hast, und jetzt, wo ich einen Antwortversuch wage, weiß ich noch nicht, ob die Zeit der Geburt schon reif ist, ob ich die richtigen Worte finde. Sie sind nicht einfach zu beantworten für mich. Sie zielen mitten in meine Kernverletzungen hinein, die ich als Frau, die »mit Frauen geht«, schon von klein auf abbekommen habe. Dahinter steckt die Botschaft: »So wie du

bist, dürfte es dich eigentlich nicht geben«, was z.B., wie Du ja richtig bemerkst, dazu führt, Beziehungen zwischen Frauen gesellschaftlich und vor allem auch immer noch kirchlich zu ächten. Ich habe sehr gut gelernt, ganz vieles nicht zu sagen, wenn ich von mir erzähle, und ganz vieles zu verschleiern und zu verbergen, was meinen Alltag betrifft. Das schneidet ab vom Kontakt mit anderen Menschen, kann eine große Einsamkeit zur Folge haben. Bei mir hat dies zum Beispiel bewirkt, dass ich in der Pubertät extrem menschen-scheu war und innerlich über Jahre »im Keller« gelebt habe. Nach und nach habe ich

»Was trägt Dich, was verletzt Dich?«

gelernt, zu vertrauen. Doch noch jetzt, wo ich seit mehreren Jahren in einer glücklichen Beziehung lebe, ist mein großes Thema das der Liebesfähigkeit, die Frauen wie mir von Kirche und Gesellschaft so häufig abgesprochen wird. Die Frage, was tut mir das Patriarchat an, muss ich von diesem Ort her betrachten. Lebenverneinende Normen, von anonymen Anderen gesetzt, sind ein wesentliches Merkmal des Patriarchats als Herrschaftsprinzip. Es wird schnell klar, dass nicht eine individuelle Frau einfach »Pech gehabt hat«, sondern dass System dahinter steckt: Patriarchale Strukturen zerstören Beziehung – zu sich selbst, zu anderen Frauen, zu Männern und zur Schöpfung. Sie schneiden ab vom konkreten, ganz banalen Alltag und dadurch von der Möglichkeit, miteinander Leben zu teilen, miteinander zu lachen, zu weinen, Fragen zu stellen, einander zuzuhören, zu trösten, herauszufordern, zu unterstützen. Darum ist die Frauengruppe, wo ich lerne, mein Leben zur Sprache zu bringen, ohne mich zu verstecken, für mich all die Jahre hindurch so enorm wichtig gewesen. Darum erfahre ich tatsächlich sehr viel Kraft von und mit Frauen, mit denen ich in konkretes Han-

deln gehen kann. Mir war immer wichtig, mich nicht einzig als Opfer zu sehen; bin ich nämlich nicht! Die Mitarbeit beim Lilaphon, unserem Beratungstelefon für lesbische und bisexuelle Frauen, ist für mich in diesem Zusammenhang enorm wichtig. »Wenn die Zeiten schlecht sind, tu etwas«, sagt Audre Lorde, »wenn es funktioniert, mach weiter. Wenn es nicht funktioniert, tu etwas anderes. Aber gib nicht auf: tu etwas.« Handlungsfähig zu sein, ist für mich eine der wichtigsten Lektionen, die ich gelernt habe in meinem Leben. Wahrscheinlich hängt dies unmittelbar zusammen mit Deiner Frage nach weiblicher Spiritualität – ich sage lieber Frauen-Spiritualität. Frauen leben in anderen Zusammenhängen als Männer, und das beeinflusst ihre Weltwahrnehmung, ihr Selbstverständnis und auch ihre Handlungsmöglichkeiten ohne Zweifel. Aber es gibt ja auch große Unterschiede unter Frauen selber. Was ich weiß, ist, dass Frauen in der Regel dazu ermutigt werden müssen, ihrer eigenen Stärke zu vertrauen, an ihre Größe zu glauben, sich selber und ihresgleichen mit liebendem Blick zu betrachten. Vor Jahren haben asiatische Frauen Kriterien zusammengestellt, was Frauen-Spiritualität konkret meint. Sie nährt sich, so sagen sie, aus den Erfahrungen von Gewalt und Leiden und ihrem schöpferischen Widerstand dagegen. Darin kann ich mich sehr finden. Durch sie lernen wir Spiritualität als etwas kennen, das uns zu unserer innersten Mitte führt. Diese Spiritualität ermöglicht Frauen, ihre innersten Kraftquellen zu verwirklichen. Ihre allgemeine Tendenz ist die Suche nach menschlicher Würde und Selbstbestimmung im Hinblick auf eine ganzheitliche Befreiung aller – Frauen und Männer.

So, Bernd, in meiner kurzen Antwort gibt's viele Auslassungen. Ich würde sehr gerne an einigen Punkten dran bleiben im Dialog mit Dir. Bist Du dabei?

Liebe Grüße, Antoinette